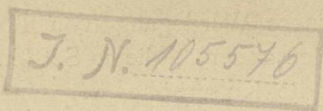


Wiener Stadt-Bibliothek

70844 A





## Zehn Jahre Settlement-Arbeit in Wien.

Von **Else Federn**, Arbeitsleiterin des Settlement.

Zehn Jahre sind es, seitdem wir im Bezirk Ottakring unsere Tätigkeit begonnen und den Versuch gemacht haben, in Wien das Settlement-Prinzip zur Geltung zu bringen. Zehn Jahre — eine lange Zeit der Arbeit, zehn Jahre — eine kurze Spanne, wenn man zurückschaut und den schier endlosen Weg noch vor sich sieht.

Was haben wir erstrebt? Was haben wir erreicht? Was ist unser nächstes Ziel? Diese Fragen will ich in Kürze beantworten.

Auf die erste Frage wäre einfach zu sagen, daß wir in Wien ein Settlement gründen wollten, wie sie in England und Amerika in großer Zahl bestehen. Aber auch heute wissen nur wenige Menschen, was ein Settlement ist. So seien zunächst die demselben zugrunde liegenden Prinzipien dargestellt, nach denen in den anglikanischen Ländern auf den verschiedensten Gebieten gearbeitet wird.

Ein paar Menschen, die in ehrlicher Pflichterfüllung und Liebe sich und ihr Leben in den Dienst der ärmsten Klassen stellen, um diesen zu helfen, aus eigener Kraft ein menschenwürdiges Dasein zu führen, sind zur Gründung und Erhaltung eines Settlement vor allem notwendig. Von dem Bewußtsein erfüllt, daß Bildung, Wissen und Besitz nicht nur Rechte gewähren, sondern auch viel höhere Pflichten auferlegen, erscheinen sie sich selbst in ihrem Tun nicht als Wohltäter, sondern als Arbeiter. Sehr bald aber merken sie, wie wenig sie von dem Leben um sich herum wissen, wie hilflos sie, die scheinbar Höherstehenden, dem Leben gegenüber sind, welches die große Mehrzahl der Menschen, alle Besitzlosen, führen müssen. Damit werden die, die Arbeiter

sein wollten, zuerst zu Lernenden. Nicht im Hörsaal, nicht in der Schulstube, im Leben draußen müssen sie erst Lehrlinge sein, um dann Arbeiter zu werden. Das war der innere Werdegang von Toynbee, von Denison und vielen anderen, die in Settlements wirken. Ihnen galt nicht die Kulturhöhe der einzelnen Auserwählten als Maßstab für die Kultur ihrer Nation, sie wollten in der Menge die Kräfte wecken, die sie befähigten, an den geistigen Schätzen unserer Zeit teilzunehmen und aus eigener Kraft ihr Leben besser zu gestalten. Das Beispiel ihrer eigenen Lebensführung sollte unter den Besitzenden wie auch im Volk eine andere Auffassung von gegenseitiger Pflichterfüllung und Gemeinsinn hervorrufen.

So zogen Männer und Frauen aus dem Westend als Kolonisten hinaus in die Arbeiterbezirke und gründeten ein Settlement — eine Niederlassung zur Verbreitung einer höheren Kultur, eines strengeren Pflichtbewußtseins und einer hohen Menschenliebe.

Es ist gewiß kein Zufall, daß die ersten Arbeiter auf diesem Gebiet als friendly-visitors — als freundschaftliche Besucher — im Dienste der Geistlichen des Sprengels begonnen haben und daß sie sehr bald jede Konfessionalität und Nationalität in der Arbeit verneinten und sich nur »sozial workers« — soziale Arbeiter — nannten. Aber auch politische Beeinflussung wird in den Settlements vermieden, denn sie können als soziale Settlements weder im Dienst einer Partei noch einer Kirche stehen, sondern nur im Dienste der Menschheit und der Menschlichkeit wirken.

Aus dem Gesagten geht leicht hervor, daß nicht die humanitären Bestrebungen das Settlement machen, sondern der Geist, in dem gearbeitet wird, und daß auf jedem Gebiete der Fürsorge im Sinne eines Settlement gewirkt oder dagegen verstoßen werden kann. Nur eine Form der Hilfeleistung muß ausgeschlossen werden, die des Almosens; denn das Almosen verhindert das Miteinanderarbeiten der Besitzlosen und der Besitzenden, um das erstrebte Ziel zu erreichen, es schafft Beschenkte und Schenkende, Bettler und Reiche, Hochmut und Kriecherei, es züchtet neue Bettler.

Welche Zweige der Fürsorge vom Settlement zum Ausgangspunkte seiner Tätigkeit gewählt werden, hängt von den Bedürfnissen des Bezirkes ab, in dem es gegründet wird, und den daselbst bestehenden Einrichtungen. So gibt es in London das Canningtown-Settlement, das ein Spital und ein Ambulatorium für Frauen und Kinder gegründet hat und leitet. Andere haben Schulen für kranke, vornehmlich tuberkulöse Kinder eingerichtet, die nach den englischen Sanitätsvorschriften die öffentlichen Schulen nicht besuchen dürfen. Sanitär einwandfreie Werkstätten für schulentlassene verkrüppelte Jugendliche wurden begründet, in denen diese in leichten Gewerben unterrichtet und erwerbsfähig gemacht werden. Kurse, Vorträge und Exkursionen für Erwachsene bilden das Hauptarbeitsfeld der Toynbee-Hall. Sehr viele Settlements gründeten aber außer den fast von selbst sich organisierenden Mütter-, Mädchen- und Burschenklubs, Kindergärten und Kinderhorten keine eigenen Unternehmungen, sondern senden ihre Residents zur Mitarbeit in andere Vereine, vornehmlich Jugendvereine, in die öffentlichen Korporationen, die gerne die große Lokal- und Fachkenntnis der Residents sich nutzbar machen, während diese durch ihre Auffassung der Arbeit die der öffentlichen Faktoren beeinflussen und beseelen. So sind Residents in den Armenbehörden, in den Sanitäts- und Schulbehörden tätig. In Chicago organisierte eine Frau, Jane Adams, vom Hull-House die Straßenpflege ihres Bezirkes.

Auch uns hat die Gründung eines Hauses, in dem gleichgesinnte Menschen wohnen und die im Bezirke notwendigen Einrichtungen sozialer Fürsorge schaffen und leiten sollten, als Ziel vor Augen gestanden. Und heute, nach zehnjähriger Arbeit, können wir wohl berichten, daß wir eine Reihe wichtiger Unternehmungen für Kinder und Erwachsene geschaffen haben; daß unsere Mitarbeiterinnen in aufopfernder Weise tätig sind und viele, sehr viele auch im Settlementgeist zu arbeiten bestrebt sind; daß wir in überraschender Weise das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen haben, die in ihren intimsten Angelegenheiten unseren Rat, unsere Hilfe erbitten. Aber das Heim für unser Settlement, die Grund-

bedingung für eine folgerichtige, zusammenfassende Arbeit, haben wir bisher noch nicht begründet.

Woran liegt das? Welches sind die Hemmungen, die unseren Erfolg verzögern?

Ich will die Umrisse unserer Tätigkeit skizzieren und in dem Arbeitsbild die Antwort auf diese Frage suchen.

Wir haben, um die unseren Bestrebungen zugrunde liegenden Ideen zu verbreiten, mit der Begründung von Kindergruppen und geselligen Abenden für die Erwachsenen, die Mitglieder unseres Vereines werden müssen, im kleinen Maßstab vor zehn Jahren begonnen. Diese Einrichtungen, auf Stunden und Abende beschränkt, sollten alle Glieder der Arbeiterfamilien umfassen und ihren Bedürfnissen im geplanten Ausbau des Settlement gerecht werden. Seither sind die einzelnen Gruppen wesentlich vergrößert worden.

So haben wir heute schon auf dem Gebiete der Jugendfürsorge vormittags eine Kindergartengruppe für 80 Kinder, nachmittags einen Kinderhort für 200 Schulkinder mit Fachunterricht im Nähen, Handarbeiten, in Handfertigkeit, Malen und Singen sowie einen gemeinsamen Mittagstisch für 180 Kinder. Diese Gruppen führen wir 11 Monate im Jahr. Unsere Mitarbeiterinnen helfen anderen Vereinen in dem von uns gemieteten, kleinen und notdürftig adaptierten Arbeiterhaus, unserem sogenannten Heim in Ottakring, daselbst eine Mütterberatungsstelle und Mütterstillkasse leiten. Säuglingswäsche, Kinderkörbe, Badewannen werden verliehen. Die Beratung der Mütter und die Überwachung der Säuglinge steht unter ärztlicher Aufsicht. In unserer Ferienkolonie haben heuer 80 Kinder Erholung gefunden. Aber die Zahl der von uns aufs Land entsandten Kinder ist weit höher, weil wir in Kenntnis der Familienverhältnisse oft nur die Reisespesen zu decken brauchten, um ganzen Familien bei Verwandten guten und billigen Sommeraufenthalt zu verschaffen. Auch andere Vereine zeigten uns immer großes Entgegenkommen bei der Unterbringung erholungsbedürftiger Kinder. Den schulentlassenen Kindern helfen wir bei der Berufswahl und fördern sie in ihren Bestrebungen. Ärztliche Untersuchung und Beaufsichtigung der Pflege in Krankheitsfällen dienen dem

physischen Wohl der Kinder. Nachhilfe- und Fachunterricht, der von uns selbst geleitet oder vermittelt wird, dienen ihrer geistigen Entwicklung. So trachten wir, überall helfend einzugreifen und vor allem die Jugend für den Lebenskampf vorzubereiten und zu kräftigen sowie ihren Gemeinsinn durch gesellige Klubs zu fördern.

Aber die Arbeit für die Jugend müßte unfruchtbar bleiben, wenn nicht Hand in Hand mit ihr die Aufklärung der Eltern, vor allem der Mütter, auf sanitärem und pädagogischem Gebiete ginge. Sowohl bei den Besuchen, die in den Familien vor den Kinderaufnahmen in unsere Gruppen oder bei andern Anlässen von unseren Mitgliedern gemacht werden oder die im Dienste anderer Vereine bei uns fremden Familien erfolgen, als auch an den Mütterabenden werden Fragen der Erziehung und der Hygiene immer wieder besprochen und manche Kenntnis gesundheitlicher und prophylaktischer Maßnahmen in die scheinbar kulturwidrigsten Zentren getragen. Vor allem aber versuchen wir, Freude auch in das ärmste Arbeiterhaus zu bringen. Der gesellige Mütterabend, der die müden Arbeiterfrauen im hellerleuchteten Settlementheim vereint, dient ihrer Erholung und Belehrung. Konzerte und Vorträge unterbrechen das eintönige Arbeitsleben der Familien. Welche Hausmutter hat nicht an sich selbst erfahren, daß Frohsinn, Zerstreung und Abwechslung sie besser befähigt, ihre tägliche Arbeit zu verrichten und sie vor allem den Kindern gegenüber duldsamer und stärker macht als das Aufgehen in der täglichen Tretmühle?

»Tages Arbeit, abends Gäste,  
Saure Wochen, frohe Feste!«

sollte auch als Grundsatz für die Arbeiterfamilie gelten. Die Benützung unserer Leihbibliothek erleichtert es den Familien, auch zu Hause eine stille Stunde gut anzuwenden. Vor allem aber gilt es, die Kenntnis der besseren und rationelleren Lebensführung zu vermitteln.

Haben wir Erfolg mit unserer Arbeit gehabt? Settlement ist Kleinarbeit von Mensch zu Mensch, nicht Massenarbeit; sie ist gegenseitige Erziehungsarbeit. So arbeiten wir oft für uns, wenn wir scheinbar für die anderen arbeiten. Wir haben kranke Frauen und Mäd-

chen aus guten Verhältnissen, trotz der oft übermäßigen Anstrengung, bei unserer Arbeit gesunden und neue Lebensfreude gewinnen sehen. Wir haben jungen, haltlosen Menschen Selbstbewußtsein und Arbeitskraft gegeben und diese Erfolge sind gewiß nicht gering zu schätzen. Aber wir haben auch auf der anderen Seite Erfolge aufzuweisen, natürlich nur in Einzelfällen. Wir können als Erfolg unserer fortgesetzten Bemühungen und Beeinflussung einen jungen Mann anführen, der aus den ärmlichsten, trostlosesten Verhältnissen heraus heute Musterzeichner an der staatlichen Spitzenschule ist, ein junges Mädchen, welches mit 14 Jahren Doppelwaise wurde und im Dienst und als Arbeiterin sich soviel zurücklegte, um jetzt aus eigenen Mitteln den teuren Säuglingspflegekurs zu besuchen. Wir rechnen es uns als Erfolg an, wenn wir Frauen vermögen, ihre unehe-lichen Kinder selbst aufzuziehen, statt sie in Kost zu geben; wenn wir Mütter bewegen, ihre Kinder etwas lernen zu lassen und sie nicht, des Verdienstes wegen, sofort in die Fabrik zu schicken. Wir dürfen es unserem Zuspruch zuschreiben, ein junges, verwachsenes Geschöpf vor Selbstmord bewahrt zu haben, weil es in unverantwortlicher Weise geschwängert worden ist. Sie und ihr Kind leben und ihr Kind ist heute ihre größte Freude und ihr Halt.

So könnten wir viele Einzelheiten anführen; läßt sich aber die Wirkung von Mitgefühl, von Freundschaft, von selbstloser Tätigkeit für andere ermessen und aufzählen? Wir ahnen oft selbst nicht, wo wir Erfolge hatten, und glauben oft daran, wo wir Schiffbruch leiden; denn auch die Enttäuschungen in unserer Arbeit bleiben nicht aus. Wir arbeiten oft jahrelang, um eine Familie vor dem materiellen Untergang zu bewahren, und finden den nach dieser Richtung erzielten Erfolg durch die moralischen Defekte, die sich in den herangewachsenen Kindern als Folgen von des Vaters Trunksucht zeigen, wieder aufgehoben. Wir sehen Kinder, an die wir Liebe und Fürsorge verschwendet haben, verwahrlosen. Aber geschieht solches nicht auch in Familien aus guten Verhältnissen? Erleben die Eltern diesen Kummer nicht oft an den eigenen Kindern, die sie doch vor jeder Unbill schützen konnten? Und wir wundern uns, daß unser bißchen Fürsorge und Schutz



die demoralisierenden Einflüsse der Not nicht paralysieren konnten? Es schmerzt, wenn Familien, auf deren Rechtllichkeit wir bauen, unseren Verein als Ausnützungsobjekt betrachten oder wenn unser wohlgemeinter Rat mißtrauisch aufgenommen und nicht befolgt wird. Aber liegt das alles nicht in der Natur der Dinge? Wäre es nicht so, dann wäre ja die soziale Arbeit keine so dringende Pflicht, denn die Feindschaft zwischen den besitzenden und besitzlosen Klassen ist nicht durch das Verschulden der letzteren entstanden.

Eine der häufigsten Fragen, die an uns gerichtet werden, ist die nach der Dankbarkeit der Leute. Immer wieder erfüllt mich diese Frage mit tiefer Beschämung. Ja, unsere Leute sind dankbar, tief innerlich dankbar. Aber es kommt darauf an, was wir »dankbar« nennen. Was ist es anderes als Dankbarkeit, wenn z. B. ein Dachdeckerlehrling nach längerer Abwesenheit von Wien, aus dem Spital entlassen, mit seinem gebrochenen Fuß seinen ersten Weg zu uns macht, weil er das erste freundliche Wort bei uns gehört hat? Wie grausam mußte das Leben für ihn gewesen sein, wenn ein 17jähriger Junge eine solche Äußerung über sich gewinnt!

Nicht Dankbarkeit können wir beanspruchen, vielleicht aber haben wir sehr Schlimmes zu befürchten. Denn, wenn auch der Fortschritt auf allen Gebieten der Wissenschaft und Technik gewiß auch die Lebensführung der Besitzlosen in vieler Beziehung gebessert hat, so haben doch die für diese erreichbaren Vorteile nicht Schritt gehalten mit unserer Erkenntnis dessen, was zum gesunden Leben notwendig ist. Vor allem aber wiegen sie nicht die Schäden der durch Industrialismus und Kapitalismus veränderten Lebensbedingungen in Stadt und Land auf. Der Gegensatz zwischen den Vorteilen, welche die fortschreitende Entwicklung dem Arbeiter gebracht hat, gegenüber denen der besitzenden Klassen, ist enorm, und maßgebend für die Zufriedenheit des einzelnen ist der Vergleich mit den Lebensverhältnissen der anderen. So wecken heute die Wohnungsnot, die Spitalsnot, die unzulängliche Fürsorge für die gefährdete Jugend gegenüber dem gleichzeitig herrschenden kolossalen Luxus die schlimmsten Instinkte.

Wie können wir vom Arbeiter Familiensinn und Pflichterfüllung verlangen, wenn alle seine Mühe vergeblich ist, um sich vor Obdachlosigkeit zu schützen, um seinem kranken Kinde Spitalspflege zu verschaffen, um im Todesfall seiner Familie das Lebensminimum zu sichern? Tausende von Zinsunterstützungen wurden heuer aus öffentlichen und privaten Mitteln gewährt und vergeudet, denn Familien mit 3 und 4 Kindern konnten, obgleich sie über das erforderliche Zinsgeld verfügten, eben ihrer Kinder wegen keine Wohnung finden. Wäre es nicht rationeller gewesen, mit diesen Geldern, die als Unterstützungen gewährt wurden, rechtzeitig den Bau von Arbeiterhäusern und -Heimen zu fördern? Wenn keine Wohnung zu haben ist, ist Geld statt des Obdachs, — Steine statt Brotes. Und jede solche Unterstützung, die nicht zum Ziele führt, bringt doppelten Schaden; sie entbindet die Gebenden, seien es nun Vereine, Private oder Behörden, scheinbar der Verantwortung und schädigt den Empfangenden in seinem Selbstständigkeitsgefühl und in seiner Energie, wirtschaftliche Unabhängigkeit zu erringen.

Die Obdachlosigkeit ist das Schrecklichste für die Familie. Sie bedeutet jedesmal großen materiellen Schaden, vor allem hinsichtlich des ohnedies nicht sehr soliden Mobiliars; von den gesundheitlichen Schäden lesen wir in den Tagesblättern. Sie bringt aber auch die eminenteste sittliche Gefährdung der Jugend mit sich. Zuerst werden die Kinder in Kost gegeben, wo immer man sie annimmt, und die Eltern wieder gehen einzeln als Bettgeher in andere Familien. Dann kommen sie ins Asyl oder ins Werkhaus, das sie zeitlich morgens verlassen müssen und erst abends wieder betreten dürfen. Die Leute verlieren ihre Arbeit, sie gewöhnen sich ans Vagabundieren und Betteln und so wird das ungeordnete Leben zum Ruin für die Kinder in sittlicher Beziehung. Wie viele der Kinder, die auf den Straßen Schnürriemen oder andere Dinge feilbieten, sind solche obdachlose Kinder!

Die mangelnde Spitalspflege bedeutet in vielen Fällen nicht gerade den Tod, dieser wäre Erlösung, sondern dauerndes Siechtum und Arbeitsunfähigkeit und damit

eine dauernde Last für die Armenpflege. Die Verschleppung der Gewährung von Waisenunterstützungen nach dem Tode des Ernährers bringt oft kinderreiche Familien sittlich und physisch ins Verderben. So ist mir ein Fall in Erinnerung, daß eine Witwe mit 3 Kindern, deren ältestes ein Bandagistenlehrling mit geringem Verdienst, die anderen beiden 5 und 11 Jahre alt waren, vom Oktober bis März vergeblich auf das Waisengeld wartete.<sup>1)</sup> Der älteste Knabe, dessen Zeugnis für seine Tüchtigkeit spricht, wurde nach 1½ Jahren aus der Lehre genommen und als Hilfsarbeiter in die Fabrik geschickt, da seine Mutter die Familie nicht allein ernähren konnte.

Wäre es den hungernden, unbeaufsichtigten Kindern zu verdenken, wenn sie betteln und stehlen würden? Wäre es der Mutter, einer hübschen, jungen Person, zu verübeln, wenn sie zu anderen Erwerbsmitteln griffe?! In anderen Ländern tritt die Waisenunterstützung, die übrigens in den Kulturstaaten fast überall höher als bei uns ist, automatisch ein und wird, wenn mangelnde Bedürftigkeit erwiesen ist, nachträglich zurückverlangt. So kann Verwahrlosung, so kann sittliche Gefährdung eher vermieden werden.

Diese wenigen Beobachtungen zeigen, wie groß das Arbeitsfeld wäre, das wir zu bebauen hätten. Warum löst es bei uns nicht Kräfte aus, die sich ganz dieser Arbeit widmen, und warum unterstützt man in einflußreichen Kreisen so wenig unsere Bestrebungen, die nicht nur zur Kenntnis dieser Schäden beitragen, sondern auch mithelfen, sie zu lindern? Warum schließen sich uns nicht aus allen Kreisen hilfsbereite Menschen an, um mit uns an der Gesundung unserer Zustände zu arbeiten? Warum finden wir nicht Frauen und Mädchen in genügender Zahl, um all die kleinen Hilfeleistungen zu üben, die das Arbeiterkind entbehren muß? Die Industrie hat tausend kleine Arbeiten, die früher den weiblichen Familiengliedern und dem Gesinde oblagen, in die Fabrik verlegt und dadurch die Arbeiterfrau ihrer Familie entzogen. Diese Entlastung nehmen wir gerne (nicht dank-

---

<sup>1)</sup> Am 17. März wurden allerdings die bewilligten 14 Kronen auch für den Monat Februar nachgezahlt.

bar) an, aber wir fühlen uns nicht verpflichtet, andere Arbeit als die für unser Behagen und unseren Luxus, im besten Falle für unsere eigene Ausbildung notwendige zu leisten. Die wenigen, die es tun, werden angestaunt und man läßt sie zur Not gewähren.

Warum geht die Arbeit bei uns, im Gegensatz zu anderen Ländern, so langsam vorwärts? Wir haben keine Scheidung zwischen politischer und sozialer Arbeit, wir kennen nur die Wirksamkeit der Wohltätigkeitsvereine und sind stolz und beglückt, wenn man vom »goldenen Wiener Herzen« spricht, und wissen gar nicht, daß soziale Arbeit Wohltätigkeit im gewöhnlichen Sinn entbehrlich machen soll. Soziale Bestrebungen werden bei uns nur zu häufig einer Partei zugewiesen und so kommt es, daß keine Gründung objektiv beurteilt und unterstützt wird.

Unsere Frauen und Mädchen aus gebildeten Kreisen nehmen einen anderen Entwicklungsgang als in den anglikanischen Ländern. Dort wurde aus der freiwilligen sozialen Arbeit soziale Berufsarbeit für die Frau. Bei uns bringt erst die Berufsarbeit der Frau als Lehrerin oder als Ärztin soziale Kenntnis in die Kreise der Gebildeten, denn die Männer haben all die traurigen Beobachtungen, die sich auch ihnen aufdrängten, dem Familienkreise verschwiegen. Sehr langsam wird das Verständnis für die Notwendigkeit sozialer Arbeit, die berufsmäßig ausgeübt werden soll, erweckt. Hoffen wir, in der Entwicklung zur sozialen Berufsarbeit und nicht zur sozialen Erwerbsarbeit zu kommen. Diese Gefahr besteht für uns, die wir in so geringem Maß aus der Erkenntnis unserer Pflichten uns diesen Bestrebungen zuwenden.

In England haben nach dieser Richtung die Settlements vorbildlich gewirkt. Das wohlgeordnete, gemeinsame Heim, das Gleichstrebende vereinte, der Gedanken- und Erfahrungenaustausch förderten die Arbeit und gestalteten die Settlementidee aus. Das Heim wurde im Bezirke bodenständig, es wurde zum Kultur- und Wohlfahrtszentrum, das zu jeder Stunde für die umwohnende Bevölkerung erreichbar war. Als Settlementresident genoß man das Vertrauen der Arbeiterschaft wie auch der Behörden. Als Mitglied eines Settlementklubs betrachtete der Arbeiter das Settlement als sein Heim, für

das er sich mit verantwortlich fühlt, an dessen Aufschwung er Anteil nimmt und unter dessen Mißerfolgen er mitleidet.

Wie ist es nun bei uns? Unser Heim ist viel zu klein und auch in seiner Anlage ungeeignet für die Residentschaft. Es genügt nicht einmal für die früher genannten Gruppen des Kindergartens und -Hortes, die auf Stunden beschränkt sind, noch für den Mittagstisch der Kinder. Der sogenannte Saal ist eng und niedrig, so daß Vorträge und Konzerte für alle Beteiligten Opfer bedeuten. Trotzdem unser Verein in keiner Weise materiell gesichert ist, hat die Arbeit in den Gruppen durch die Notwendigkeit unserer Hilfeleistung sehr bald die Grenzen überschritten, die uns durch die Zahl unserer Mitarbeiterinnen und durch unsere Geldmittel gesteckt wären. So lähmt die Sorge um die materielle Existenz unseres Vereines oft unseren Mut. Alle unsere Kräfte aber sind durch die Gruppenarbeit absorbiert, so daß wir uns dem Verkehr mit der Bevölkerung nicht in dem Maße widmen können, als es eine intensive Beeinflussung erheischen würde. Gleichzeitig aber fehlt uns die Möglichkeit, unsere Gruppen so auszubauen und zu ergänzen, daß aus der Stückerarbeit ein Ganzes in unserem Sinne würde. Der Kindergarten müßte den ganzen Tag offen sein, eine Krippe und Mütterschule im modernen Sinn müßten hierzu vorbereiten und als Ergänzung zur Säuglingspflege dienen. Die Schulkinder sollten ihre ganze freie Zeit, nicht nur Stunden, im Settlement in kleinen Gruppen bei nützlicher und anregender Beschäftigung zubringen. Für die 15jährigen Mädchen sollte durch Haushaltsunterricht und Unterweisung in der Kinderpflege eine nützliche Zwischenstufe zwischen Bürgerschule und Erwerbsarbeit geschaffen werden, die weniger Blutarmut und Anlage zu Tuberkulose unter den Müttern züchten würde als die frühe Fabriksarbeit mit ihren verderblichen Einflüssen. Gartenarbeit würde Erholung und sittlichen Einfluß bedeuten. Das alles sind heute schon Gemeinplätze, aber die Ausführung ist nicht Gemeingut.

Durch ein vollständiges Zusammenarbeiten mit den bestehenden Jugendfürsorgevereinen, wie es vielfach schon jetzt durch unser Settlement geschieht, könnte dieses zu einer Fürsorgezentrale für den Bezirk ausgestaltet wer-

den. Schon heute sind Mitarbeiterinnen von uns Waisenrätinnen, aber sie könnten auch an der Kostkinderüberwachung teilnehmen und in der Zukunft sich auch als Jugendgerichtshelferinnen betätigen.

Vor allem aber müßte das eigene Heim die Möglichkeit der Residentschaft bieten, die wahrscheinlich manches ernste junge Mädchen davon abhalten würde, ein häufig unfruchtbares und darum unbefriedigendes wissenschaftliches Studium zu ergreifen, und sie der sozialen Arbeit zuführen würde. Als Residentin würde sie nicht das Gefühl zersplitterter Interessen nach Hause mitnehmen, wie es jetzt mancher Mitarbeiterin bei der Stundenarbeit in unseren Gruppen ergeht, deren Ausdauer darum doppelt hochzustellen ist. Sie würde in der zusammenfassenden Arbeit einerseits mehr Erfolge sehen, andererseits die Zusammenhänge der sozialen Zustände besser verstehen lernen. So manche von ihnen würde angeregt werden, bei gleichzeitiger theoretischer Ausbildung den Ursachen der Mißstände nachzuspüren und an deren Behebung praktisch mitzuarbeiten.

So soll die zehnjährige Settlementarbeit als Lehrzeit für uns selbst begrüßt werden. Möge der Beginn des zweiten Dezenniums erweisen, daß auch in Wien soziale Arbeit ihre Heimstätte findet und der Gemeinsinn der Bevölkerung nicht nur den Toten Denkmäler, sondern auch den Lebenden Arbeitsstätten schaffen kann!

Die Gründung eines Settlementheimes und die Schulung gewissenhafter sozialer Arbeiterinnen ist unsere nächste Aufgabe und unser nächstes Ziel.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Das Settlement, XVI., Friedrich Kaisergasse 51, kann an jedem Wochentage besichtigt werden. Nähere Auskünfte sowie Jahresberichte sind dort erhältlich.





